

Unterhaltungsblatt.

Als Beilage zur Preßburger Zeitung No. 99.

Freitag, den 19. Dezember 1817.

Das Glück des Fabriklebens in Lyon.

Unzählige Bedürfnisse des Luxus und der Mode, die nirgend besser und wohlfeiler als in Lyon befriedigt werden können, machen diese Stadt merkwürdig und berühmt. Unmöglich ist es, nur alle die einzelnen Artikel aufzuzählen, welche fleißige Hände hier in großer Menge hervorbringen; sie kleiden und puken halb Europa. Alles wird hier gewoben und gearbeitet. Seidene Stoffe, Bänder, Stickereien, die schönsten, die man sich nur denken kann, in Gold, Seide und Baumwolle, goldene und silberne Dresse und Verzierungen aller Art, Knöpfe, Perliert, Gaze, Sammet. Das lange Register von allem, was hier in den vielen Manufakturen entsteht, würde leicht ermüdend und doch nie vollständig werden, weil jeder Tag neue Erfindungen hervorbringt. Wir wünschten sehr, die Entstehung einiger Hauptfabrikate vom Anfange an zu sehen, aber das ist in Lyon unmöglich. Die nach englischer Art eingerichteten Maschinen, auf welchen die Seide gesponnen wird, sind alle theils auf dem Lande, theils in kleineren Städten, und die Seide selbst wird daher schon zum Weben bereitet eingeführt. Die Arbeiter der Fabriken betreiben ihr Geschäft einzeln in ihren Wohnungen; das rohe Material wird ihnen vom Fabrikherrn geliefert, das Muster vorgeschrieben, und die Arbeit nach dem Staab bezahlt. Daher muß man einen in Lyon wohl bewanderten Führer haben, wie wir ihn auch glücklicherweise gefunden hatten, der die einzelnen Wohnungen der vorzüglichsten Arbeiter kennt, wenn man nur etwas da-

von sehen will. Dennoch ist der Anblick bey weitem nicht so belehrend und interessant als der, welchen die großen Fabriken in England gewähren, wo alle Arbeiter, in einem großen Gebäude versammelt, einander in die Hand arbeiten, und jeder einzelne nur den Theil des Ganzen liefert, den er in größter Vollkommenheit hervor zu bringen versteht.

Unangenehm ist es zwar, in den schmutzig - engen Straßen oft 7 bis 8 Treppen hoch zu steigen, bis zur ärmlichen Wohnung einer fleißigen Familie, welcher der unerwartete Besuch oft störend erscheint, dennoch machten wir mehrere solche Besuche. Wir erstaunten bey jedem über die bewundernswürdige Geschicklichkeit und Geschwindigkeit, mit der hier das schönste und anscheinend Edwiegendste hervorgebracht wird, während uns die augenscheinlich große Armuth dieser fleißigen, durchgängig rechtlichen Menschen mit stiller Wehmuth ergriff. Nichts kann schneidender kontrastiren, als ihre kümmerliche, fast nur auf das Unentbehrlichste beschränkte Existenz mit der Pracht der unter ihren Händen entstehenden glänzenden Stoffe. Alles, womit wir unser Daseyn schmücken, entspringt leider in den Hütten der Armen, oft unter Seufzen und bitteren Thränen: wir denken in unserer Freude nicht daran, und dürfen es auch nicht, wenn wir nicht jeden Geruch uns Zwecklos verbittern wollen, aber doch ist es uns gut, wenn wir in einzelnen Momenten daran erinnert werden, und das wurden wir hier. Die große Anzahl von Arbeitern, bey verhältnißmäßig wenig bedeutenden Bestellungen, hat den Preis ihrer Arbeit so herabgesetzt, daß sie, mit aller Anstrengung, kaum das Nothdürftigste erwerben können. So fanden wir eines Tages in einem reinlichen, aber ärmlichen Zimmer, eine ganze Familie bey ihrem kargen Mittagsbrot vereint; nur die älteste Tochter, ein

schön
stuhl,
wund
der K
rend
geleh
ßen,
fes w
deutli
Mutt
nur d
der v
so bel

chen
Weber
Nacht
vollen
ser H
die S
sie wi
immer
Berlu

wir es
den de
bringe
Weber
Samm
feinen,
hen,
Einsch
webt,

schönes blaßes Mädchen von 18 Jahren, saß am Weberstuhl, und arbeitete ämßig an einem reichen Stoff mit wunderschönen Blumen, der in St. Cloud die Zimmer der Kaiserin zu schmücken bestimmt war; sie webte, während ihr Vater aß, damit die Arbeit ununterbrochen fortgesetzt würde, und der einzige Weberstuhl, den sie besaßen, keine Minute ruhe, selbst in den Stunden des Schlafes wechselte sie so mit dem Vater, und doch sahen wir deutlich, daß dieser angestrengte Fleiß die noch aus der Mutter und ein paar kleinen Kindern bestehende Familie nur dürftig ernähre, obgleich dieser Arbeiter gewiß einer der vorzüglichsten war, da man ihm die Ausführung einer so bedeutenden Bestellung anvertraut hatte.

Also trafen wir es durchgehends bey mehreren ähnlichen Besuchen, überall Armuth, und dennoch knattert der Weberstuhl in allen diesen Wohnungen beynähe Tag und Nacht. Die Farbenpracht, die Schönheit der geschmackvollen Muster, welche auf ihm entstehen, übertreffen in dieser Hinsicht oft selbst die Zaubereyen des Pinsels. Auch die Stickerinnen betreiben hier ihre Arbeit fabrikmäßig, sie wirken Wunder mit ihrer Nadel, müssen aber leider fast immer diese mühsam erworbene Kunst mit dem frühern Verlust ihrer Sehkraft bezahlen.

Das Sammetweben interessirte uns besonders, weil wir es nie vorher gesehen hatten. Die andern Stoffe werden doch immer wie Leinwand gewoben, und das Hervorbringen der Muster hat die größte Aehnlichkeit mit dem Weben des damastnen Tischzeuges, anders ist es mit dem Sammet. Eine platte messingene Nadel, oben mit einem feinen, fast unsichtbaren Einschnitt der Länge nach versehen, wird blitzschnell zwischen die doppelten Fäden des Einschlags geschoben, und dann mit einem Faden festgewebt, jedem Faden folgt eine Nadel, bis der Weberstuhl

angefüllt ist. Mit einem eigenen, haarscharfen Instrument von Stahl, das genau in den Einschnitt der Nadel paßt, schneidet der Weber zuletzt die die Nadel bedeckenden Fäden auf, und das geschieht mit so unbegreiflicher Schnelle und Sicherheit, daß wir kaum mit den Augen folgen konnten. Beym ungerissenen Sammet werden die Nadeln nur herausgezogen, und das Schneiden unterbleibt.

Die übrigen Fabriken übergehen wir mit Stillschweigen, um nicht zu weitläufig zu erscheinen, alle beschäftigen mehrere Tausend fleißiger Hände; selbst das Erfinden und Ausmalen der Muster ist ein Haupterwerb für viele, die in bessern Verhältnissen vielleicht bedeutende Künstler geworden wären.

Memento mori.

Ich hatte auf der Universität einen Freund, der Medizin studirte, und, mit Recht, die Anatomie zu seinem Lieblingsstudium machte. Darauf deutete denn auch Alles in seiner kleinen Studentenwirthschaft. An der Thüre stand das Skelet einer Frau, die ihren Vater ermordet hatte. Dieses diente als Kleiderrechen, denn mein Freund hatte, wie einen Gott, so auch nur einen Rock, welcher beym Auskleiden allemal über das Gerippe gehängt wurde. Am Bette stand das ungeheure Skelet eines Soldaten, der Feuer angelegt und Raubmord begangen hatte. Diesem ward allemal die Beutel-Perücke aufgesetzt, wenn der Anatom zu Bette ging. Ein drittes Skelet von einem alten Weibe, das sich erhenkt hatte, stand am Schreibtische, und zwischen den Rippen desselben steckten Schreibfedern, Federmesser, Streichriemen 2c. in der Regel hatte es auch des Inhabers ziemlich veraltete Schlafmütze auf, welche ersterer ihm abnahm, wenn er studirte, und demselben wieder aufsetzte, wenn er ausging. — Seine Zus

Kerschale war der halbe Hirnschädel einer Kindermörderin, von welcher auch ein tüchtiger Bein Knochen als Zuckerhammer diente. Das Mittelstück seiner Tabakspfeife bestand aus der Armröhre eines vergifteten Kindes, von welchem er auch mehrere Knöchelchen als Tabaksräume, Zahnstöcher etc. brauchte. Und doch war dieser Anatom der lieberichste Mensch unter der Sonne, ja er fand sogar den Beruf zum lockern Lebensgenusse in den Gerippen, welche er nur: Stumme Prediger des Memento vivere nannte — indem sie einen beständig erinnerten: „daß man nur einmal das schöne Leben habe — das es über kurz oder lang damit zu Ende gehe, und also — genossen werden müsse.“ — Das hieß doch Lebensphilosophie, die zum Tode führt.

Richard R o o s.

Der gerechte König und der Bauer.

Der Justizamtman N. zu **, eröffnete einem Bauer in einem Rechtsstreite das Urtheil. Der Bauer, der es nach seinem gesunden Menschenverstande sehr hart fand, äußerte dieß unverholen, und da ihm der Justizamtman versicherte, alle seine Einwendungen könnten ihm nichts helfen, sagte er: „das will ich doch sehen; ich werde mich an den König wenden.“

Der Justizamtman versetzte: um dergleichen Sachen kümmern sich der König nicht.

„Das wäre mir denn auch der rechte König!“ rief der Bauer, nichts arges dabey denkend, treuherzig aus.

Der Justizamtman machte dem Bauer aber diese Aeußerung zum Verbrechen; er kam deshalb in eine Kriminaluntersuchung, und wurde in der ersten Instanz zu 4 monatlicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Bauer schlug den Weg der Appellation ein, aber obgleich sein Rechtsbeystand, ein biederer Justizkommisär, in seiner

Vertheidigungsschrift für den Verurtheilten, ausführlich auseinander setzte: daß bey der Aeußerung des Bauern schlechterdings keine entfernte Absicht gewesen sey, sich unehrerbietig oder gar beleidigend auszudrücken, vielmehr daraus das volle Vertrauen zu der Gerechtigkeit seines Monarchen hervorgehe, der auch den Beschwerden des geringsten seiner Unterthanen, wie einst der große Friedrich, stets ein geneigtes Gehör schenke; so wurde doch die erste Sentenz in der zweyten Instanz lediglich bestätigt, und der Bauer zur Bezahlung sämmtlicher Untersuchungskosten — eine schöne Summe, da bekanntlich bey solchen Gelegenheiten keine Zeile umsonst geschrieben wird — verurtheilt.

Unter diesen Umständen wandte sich der Rechtsfreund des Bauern mit einer Vorstellung an den König, und der großherzige Monarch befahl sogleich, mittelst Kabinettsordre; daß der Bauer von aller Strafe und auch von der Bezahlung aller Kosten entbunden seyn sollte.

Welch ein Unterschied zwischen dieser wahrhaft weisen und menschenfreundlichen Entscheidung und den Urtheilsprüchen zweyer Instanzen, und ein sprechender Beweis: wie wahr es ist, daß der Buchstabe tödtet und nur der Geist lebendig macht. Es fragt sich übrigens, was mehr eine strenge Rüge verdient hätte, die vertrauensvolle naive Aeußerung eines schlichten gutherzigen Landmanns, oder das Benehmen derjenigen, die dieser Aeußerung auf eine, gelinde gesagt, unzarte Weise, eine Deutung geben konnten, die gar nicht darin lag. — Es gibt kein größeres Lob für einen Regenten, als die lebendige Ueberzeugung bey seinen Unterthanen, daß auch der Aermste und Geringste im Falle der Noth seine Zuflucht unmittelbar zu ihm nehmen kann, und dieser Vorfall beweiset, wie sehr dieß Vertrauen auch bey den Preussen gegründet ist.

Menschenraub.

Das Straßenräuberhandwerk wird zu Rom systematisch und man möchte sagen, ins Große getrieben. Am 20. August ging zu Veroli, einer 15 Stunden von hier entfernten kleinen Stadt, ein Lehrer mit zwölf geistlichen Seminaristen in den Umgebungen der Stadt spazieren, wurden von Räubern gefangen, und in die Gebirge geschleppt. Die Räuber waren so artig, einen Boten nach Veroli zu senden, und sich zu erbieten, daß sie den Lehrer umsonst, die Seminaristen aber für 12,000 Scudi auf freyen Fuß setzen wollten. Endlich ließen sie doch mit sich handeln und nahmen mit einem Lösegeld von 4000 Scudi vorlieb.

Einige Tage nachher ging ein dicker junger Mann aus Anagoli mit 7 weiblichen und männlichen Personen seiner Verwandtschaft spazieren, und diese ganze Gesellschaft wurde 200 Schritte vom Thore durch Räuber gefangen und fortgeschleppt, man zog die Sturmglocke in der Stadt, welche ungefähr 12000 Einwohner zählt, die Räuber flohen mit den geraubten Personen nach dem Gebirge. der dicke junge Mann konnte ihnen aber nicht schnell genug folgen, sie schnitten ihm die Kehle ab, ließen ihn liegen. und entflohen daher mit den übrigen 7 Personen. Diese unglücklichen Gefangenen sind späterhin für 5000 Scudi von ihren Angehörigen ausgelöst worden. Es sollen dieser Räuber mehrere Hunderte seyn, und sich die Gesellschaft täglich vermehren, sie haben einen Ordner und Ordnerinnen, nehmen auch bloß untadelhafte Personen (d. h. solche, die bis jetzt glücklich dem Galgen entlaufen sind) auf; das Sittengericht bey der Aufnahme ist sehr streng.

Papier aus Erdäpfeln.

Ein Herr Bareta, Eigenthümer einer Papierfabrik

in Frankreich, hat eine neue Eigenschaft der Kartoffeln entdeckt. Er verfertigt nämlich aus dem gereinigten Marke derselben ein starkes Packpapier, und glaubt es auch zu Schreibpapier bereiten zu können. Wenn er es gar dahin brächte, das Kartoffelpapier essbar zu machen, dann könnten unsere Archive zugleich zu Noth-Magazinen werden für theuere Zeiten, und die Leipziger Messe zum größten Speisemarkte von Europa. Aber wehe dem literarischen Ruhme; denn mancher Dichter möchte sich genöthiget sehen, seine eigene Opera zu verzehren! Doch die Buchhändler sehen sich gebergen; es würde kein Werk zu Makulatur. Unsere Rezensenten würden alsdann sagen: das Werk taugt nichts, aber es schmeckt gut. Es wäre überhaupt die ungeheuerste Revolution, die jemals in die Welt kommen könnte. Ob im Guten oder Bösen? Wer kann das vorhersagen bey Revolutionen.

M i s z e l l e n.

Frau v. Stael war häßlich: dennoch wollte sie für schön gehalten werden. Der gelehrte Lalande gehörte nicht unter die Nachgiebigen, wollte aber doch auch nicht für unhöflich gelten. Einst saß er zwischen der Frau v. Stael und der schönen Madame Recamier. Um nun beyden etwas artiges zu sagen, rief er aus: „Wie glücklich sitze ich hier zwischen Schönheit und W.ß!“ Schnell setzte Frau v. Stael hinzu: „Ohne eines von beyden zu besitzen.“

Zu einem Patienten, dem es zur Gewohnheit geworden war: durch medizinische Hilfsbücher sich selbst helfen zu wollen, sagte der verstorbene Dr. Herz: „Nehmen Sie sich in Acht, Sie sterben einmal an einem Druckfehler.“

Auflösung der Charade in No. 98.
Gemeingeist.